

Von der Kirche erlebte Heilige Schrift

Im vorliegenden zweiten und im dritten Teil unserer Überlegungen zum Fest vom 15. August¹ wollen wir uns fragen, welche Aussagen der Hl. Schrift zum Teil schon an sich, zum Teil erst aufgrund der Art und Weise, wie sie von der Kirche verstanden, gelebt und verwirklicht wurden, zur Entwicklung der Lehre von der leiblichen Aufnahme Marias berechtigten Anlaß gegeben haben mögen – sei es, daß ihre diesbezügliche Bedeutung der Kirche als ganzer seit längerer Zeit klar bewußt ist, sei es, daß sich ihr dahingehender Einfluß zunächst in der Sphäre des Halbbewußten oder des Unterbewußtseins ausgewirkt hat.

1. „Die Mutter meines Herrn“

„Wer bin ich, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?“, läßt Lukas² Elisabet zu Maria sagen – die in Ehren ergraute, ebenfalls erwartende Dame zu dem kaum mehr als fünfzehnjährigen Mädchen. Was Elisabet in Wirklichkeit wörtlich gesagt und was sie gegebenenfalls unter „mein Herr“ verstanden hat („Sohn Gottes“ in einem mehr oder minder präzisen Sinn oder nur „Messias“), ist theologisch unerheblich. Entscheidend ist, in welchem Sinn Lukas und die durch ihn repräsentierte Kirche den Ausdruck gebrauchen. Und da kann kein Zweifel bestehen: sie meinen damit den „Kyrios“ im vollen theologischen Sinn des Wortes: im Sinn der Septuaginta, die mit diesem griechischen Ausdruck den Gottesnamen „Jahwe“ wiedergab, und im Sinn des von Paulus mehrfach bezeugten urchristlichen Glaubensbekenntnisses „Jesus (Christus) ist der Herr“³.

Selbstverständlich geht es den Evangelisten nicht darum, in den Kindheits-erzählungen distanziert zu protokollieren, was die einzelnen Beteiligten gesagt haben; vielmehr: wenn sie Personen, die mit Gott leben, ein Wort in den Mund legen, dann stehen sie selbst und ihre Gemeinden hinter diesem Wort und bekennen darin ihren eigenen Glauben. Im Elisabet-Wort des Lukas-evangeliums haben wir mithin das erste Zeugnis dafür, daß die Kirche Maria als „Mutter des Kyrios“ preist – jenes „Herrn“, der an anderen Stellen des Neuen Testaments auch als „Theós“ (Gott) bezeichnet wird⁴. Der Lehrentscheid des Konzils von Ephesus 431, daß Maria zu Recht „Mutter Gottes“

¹ Den ersten Teil siehe Heiliger Dienst 34 (2/1980) 70–78.

² 1,43; Evangelium der Festmesse.

³ Röm 10,9; 1 Kor 12,3; Phil 2,11. Allein der Wortlaut der Formel an der letztgenannten Stelle (wo neben „Jesus“ auch „Christus“ steht) besagt bereits, daß mit „Herr“ mehr gemeint ist als bloß „Messias“; denn übersetzt lautet der Satz ja: Jesus, der Messias, ist (darüber hinaus auch) „Herr“.

⁴ Joh 1,1; Röm 9,5; Tit 2,13; Hebr 1,8.

genannt wird, ist darum nichts anderes als eine Explizitierung des Elisabet-Wortes bei Lukas.

Allerdings mußte sich diese Wahrheit, nachdem sie infolge des Konzils klarer und nachhaltiger ins Bewußtsein der Kirche getreten war, auf die Dauer auf das übrige Denken über Maria auswirken. Hatten im Altertum eine Reihe von Vätern bei ihr kleinere persönliche Sünden angenommen, so setzte sich in der Folgezeit nach und nach die Überzeugung von ihrer absoluten Reinheit und Heiligkeit durch. Sie fand ihren Ausdruck im Orient vor allem im Titel „Panagia“ (die Allheilige). Wie verbreitet und selbstverständlich akzeptiert diese Bezeichnung bereits im Mittelalter war, beweist die Tatsache, daß sie auf *zwei Gegenstände* übergegangen ist, die in Beziehung zu Maria stehen: die aufklappbare Kapsel mit dem Muttergottesbild, das die byzantinischen Bischöfe an einer Kette auf der Brust tragen, und das Brot, das zur Ehre Marias gesegnet wird⁵. In dem Maße, wie der Begriff der Erbsünde genügend präzise Konturen annahm, um von der fleischlichen Zeugung ablösbar zu erscheinen, und in entschiedener Weise von dem Augenblick an, als Duns Scotus aufgezeigt hatte, daß Erbsündefreiheit und Erlösungsdürftigkeit sich nicht gegenseitig ausschließen, setzte sich im Abendland (in Einklang mit den allgemeiner gehaltenen Aussagen des Orients über Marias totale Reinheit und Heiligkeit) die Überzeugung durch, daß die Gottesmutter als „Vorerlöste“ vom ersten Augenblick ihres Daseins an in der Gnade Gottes gelebt hat. Parallel dazu war man mehr und mehr der Überzeugung, daß, wie der Anfang, so auch das Ende ihres irdischen Lebens anders gewesen sein mußte als das der übrigen Menschen; daß sie (als die „mehr als alle anderen Frauen Gesegnete“ nicht unter dem Fluch der Sünde stehend) grundsätzlich vom Tod – den die Bibel durchgehend als durch die Sünde bedingt ansieht – frei gewesen ist und, sofern sie ihn wie ihr Sohn und in Einheit mit ihm für die Sünden der anderen erlitten hat, von ihm auf keinen Fall hat festgehalten werden können.

Ist ein derartig schlußfolgerndes Denken logisch wirklich schlüssig? Unter Zuhilfenahme der im folgenden noch zu untersuchenden weiteren Gegebenheiten der Hl. Schrift meine ich dies mit großer Wahrscheinlichkeit bejahen zu können. Vom Begriff der Gottesmutterchaft *allein* her ist es vielleicht eher eine Sache der *Intuition*, die die Kirche fortschreitend betätigt hat. Vielleicht aber ist diese Art der Erkenntnis, der man an sich durchweg nicht kritiklos gegenüberstehen sollte, gerade in diesem Bereich am ehesten angemessen, wo es darum geht abzuwägen, was ein Sohn, der Gott ist, für seine Mutter tun kann und entsprechend seinem eigenen Gebot „Du sollst Vater und Mutter ehren“, für sie zu tun verpflichtet ist⁶.

⁵ Vgl. Lexikon für Theologie und Kirche 8,18.

⁶ Eine Überlegung, die im Lauf der Überlieferung in diesem Zusammenhang mehrfach angestellt wurde; vgl. etwa den Traktat „Ad interrogata“: Heiliger Dienst 34 (2/1980) 76, mit Anm. 19.

2. „Du . . . und die Frucht deines Leibes“

Ein zweites, eben bereits teilweise zitiertes Elisabet-Wort verdient unsere Aufmerksamkeit: „Gesegnet bist du mehr als alle anderen Frauen, und gesegnet ist die Frucht deines Leibes⁷.“ Welch massive Marienverehrung bei Lukas und in der Kirche seiner Zeit! Gewiß, die Situation bringt es mit sich, daß hier zuerst die Mutter und danach erst ihr Kind genannt wird. Gewiß darf man aus der Nebenordnung durch „und“ nicht unbedingt auf Gleichrangigkeit schließen. Aber daß es eine solche mit Sicherheit nicht gibt, kann man nur anderweitigen Gegebenheiten der Schrift und der Überlieferung entnehmen; die vorliegende Stelle für sich allein genommen wäre auf eine solche Deutung hin durchaus offen. Mit welcher Wucht bringt sie zum Ausdruck, was die nachfolgende Überlieferung fortschreitend entfaltet und ins Bewußtsein gehoben hat: die höchstmögliche Einheit und Gleichförmigkeit zwischen dem „Kyrios“ und seiner Mutter. Und sollte es von der vorliegenden Stelle aus gesehen für jemanden dennoch zweifelhaft bleiben, so müßten es ihm die beiden nachstehend zu untersuchenden (die „Preisung durch alle Generationen“ und das „Begnadetsein“) hinreichend deutlich machen, daß sich die Intimität der Mutter-Kind-Beziehung für Maria nicht auf den Bereich des Physiologischen und Menschlich-Psychologischen beschränkt, sondern ihr ganzes Wesen erfaßt und in den Bannkreis der Gottheit hineingezogen hat.

Halten wir hier einen Augenblick inne, um uns in der Hl. Schrift nach Parallelen umzusehen: wir finden sie nirgendwo hinsichtlich einer bloß menschlichen Person. Niemals fragt sich etwa jemand, ob er es wert sei, daß Petrus oder ein anderer Apostel zu ihm kommt (wohl aber erklärt sich der römische Hauptmann für unwürdig, daß *Jesus* zu ihm kommt: Mt 8,8/Lk 7,6). Niemals wird in der Bibel sonst irgendein Mensch zusammen mit Christus und mit denselben Worten wie er gepriesen und dabei gar an erster Stelle genannt. „Gesegnet bist du, Johannes, und gesegnet ist der, den du ankündigst“, müßte sich auf dem Hintergrund des neutestamentlichen Gesamtkontextes wie eine Ungeheuerlichkeit ausnehmen.

3. Die Preisung durch alle Generationen

Wer die Prophetie, die Maria in ihrem Lobgesang über sich selbst ausspricht („Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter⁸“) aufmerksam bedenkt, muß zur Erkenntnis gelangen, daß dieses Mädchen, so wie sie das Neue Testament uns schildert, zwar demütig war (indem sie ihre Vorzüge radikal auf Gott zurückführte), keineswegs aber bescheiden!

⁷ Lk 1,42; Evangelium der Festmesse.

⁸ Lk 1,48; Evangelium der Festmesse.

Nun gab es sicher zwei denkbare Weisen, in denen die Aussage gemeint sein konnte: a) *Minimale* Bedeutung: Gott hat derart Großes an mir getan, daß alle Generationen, *falls sie darum wüßten und es ihnen bewußt wäre, berechtigten Anlaß* hätten, mich selig zu preisen. b) *Maximale* Bedeutung: Sie werden mich *faktisch* selig preisen.

Die bekannte Neigung der Orientalen zur Übertreibung ebenso wie das historische Wahrscheinlichkeitsurteil ließen zur damaligen Zeit an sich nur die minimale Bedeutung als ernsthaft in Betracht kommend erscheinen. Allein die *Erfüllung* hat gezeigt, daß Gott offensichtlich die *maximale* Bedeutung gemeint hat, da inzwischen alle Generationen der an Jesus Glaubenden Maria effektiv seligpreisen – wobei seit einigen Jahrhunderten die meisten evangelischen Christen zwar eine faktische, nicht aber, vom evangelischen Uranliegen her gesehen, eine grundsätzliche Ausnahme darstellen. Und wenn es im katholisch-abendländischen Bereich in den letzten Jahrzehnten – als verständliche Folge einer biblisch zu wenig fundierten und nicht immer sehr geschmackvollen früheren Praxis – eine deutliche Krise der Marienverehrung gegeben hat, so beweist neben manchen anderen Anzeichen die letzte Papstwahl und was seither daraus erfolgt ist, daß die genannte Entwicklung sicher nicht das letzte Wort behalten wird.

Noch einmal müssen wir innehalten und vergleichen: Ähnliche Aussprüche über sich selbst hat in der Hl. Schrift außer Christus niemand getan – und wer es in der Folgezeit je gewagt haben sollte, sich dieserart selbst zu „kanonisieren“, wäre wohl gerade deswegen niemals von der Kirche kanonisiert worden. Wenn dieselbe Kirche ein solches Verhalten bei Maria hingegen anerkannt, gebilligt und sich ihm in ihrer eigenen Praxis angeschlossen hat, dann hat sie damit gleichzeitig anerkannt, daß Marias Stellung unter den Menschen einmalig und ihre Stellung zu Gott eine erheblich andere ist als die aller übrigen bloßen Menschen. Zusammen mit den beiden vorher untersuchten Stellen bringt mithin auch die vorliegende eine für ein bloßes Geschöpf *höchstmögliche Angleichung* Marias an ihren Sohn zum Ausdruck.

Einschlußweise, so will es scheinen, ist damit auch bereits etwas ausgesagt, was für die inzwischen erfolgte Entwicklung der Marienlehre von Bedeutung ist. Wenn die Kirche eine ähnliche Selbstpreisung bei allen anderen bloßen Menschen mit Recht ablehnt – obwohl eine solche u. U. auch dort theoretisch verteidigt werden könnte, vorausgesetzt, daß die Interessenten, wie Maria, all ihre Gaben und Vorzüge auf Gott und seine Gnade zurückführen würden –, so geschieht das deshalb, weil sie aufgrund der *Neigung zum Bösen* (böse Begierde, Konkupiszenz), die den Menschen als Folge der Erbsünde innewohnt, keine Möglichkeit gegeben sieht, eine darartige Haltung auf die Dauer *ohne Stolz, in voller Reinheit der Gesinnung* einzunehmen und durchzuhalten. Nimmt sie eine solche innere Reinheit ohne Gefährdung bei Maria dagegen an – wie es der Lukastext offenbar bezeugt –, so bedeutet das ein-

schlußweise, daß sie Maria als einzigen Menschen neben Christus als *von der Neigung zum Bösen frei* ansieht; und damit erscheint ihre Freiheit *von der Erbsünde selbst* ihrerseits nahegelegt oder zum mindesten als Frage in den Raum gestellt.

4. „Freue dich, du Begnadete“ (Lk 1,28)

So möchte ich einmal wörtlich übersetzen, obwohl die gewohnte Wiedergabe mit „Sei gegrüßt“ durchaus richtig ist, da die Griechen die Aufforderung „Freue dich“ als Grußformel gebrauchten. Unser Augenmerk soll sich nun aber weniger auf diese Formel als auf die Anrede richten. Dort, wo für gewöhnlich – damals wie heute – der *Name* des Angeredeten stand, sagt der Engel „Begnadete“. Und wenn man das „Freue dich“ mit Rücksicht auf seine Stellung im Kontext zu Recht als Grußformel versteht, ist es nur konsequent, bei der Deutung des damit verbundenen Ausdrucks „Begnadete“ *ebenfalls* der Stellung desselben Rechnung zu tragen.

„Begnadete“ vertritt den Namen der Angeredeten oder ist wie ein neuer Name, der Maria von Gott gegeben wird. Nach biblischer Auffassung aber sagt der Name das *Wesen*, d. h. die tiefe innere Wirklichkeit einer Person aus; das, was sie von allen anderen im letzten unterscheidet und abhebt. Dies besteht für Maria darin, begnadet zu sein. Da aber das Neue Testament andererseits immer wieder betont, wie sehr alle, die glauben und nach dem Glauben zu leben sich bemühen, begnadet sind, kann hier nur eine *einzigartige* Begnadung gemeint sein, die in erheblichem Ausmaß über das Übliche *hinausgeht*.

Natürlich könnte man fragen, ob mit der einzigartigen Begnadung Marias (ein zweites Mal unterstrichen in 1,30: „... denn du hast bei Gott Gnade gefunden“) vielleicht gar nichts anderes gemeint sein könnte als das, was der Engel sofort nach dem Gruß als Botschaft ausspricht, nämlich daß sie Mutter des Sohnes Gottes werden soll. Darauf muß man antworten: ja und nein. Ja, denn darum dreht sich alles; dies ist Ursache, Sinn und Ziel ihrer Begnadung. Nein, denn durch die Anrede soll deutlich werden, daß die Gottesmutter-schaft für sie nicht eine „äußere Beziehung“ bleibt – wie etwa die Prophetie für Kajaphas (Joh 11,51) oder Prophetie, Dämonenaustreiben und Wunderwirken für die mit diesen Gaben Ausgestatteten, die den Willen des Vaters nicht erfüllt haben und dafür am Tag des Gerichtes verworfen werden (Mt 7,21–23) –, sondern daß sie von dieser Beziehung *im Tiefsten ihres Wesens geprägt und geformt* ist.

Das damit Gesagte kann man nun noch einmal *minimal* oder *maximal* verstehen. *Minimal*, das würde bedeuten: ein gewisses, für uns nicht näher bestimmbares Maß an innerer Begnadung, durch das Maria alle anderen Menschen erheblich übertrifft – wobei es offenbleiben müßte, ob dieser Zustand in ihr erst mit ihrer Mutterschaft oder schon früher angefangen hat. Das *maximale* Verständnis dagegen besagt: totale Begnadung; Begnadung, soweit sie

überhaupt innerlich möglich ist; d. h. aber u. a. auch, vom Anfang ihrer Existenz an: daher Befreiung vom Erbsündenstand im Augenblick ihrer Empfängnis; Auswirkung der Begnadung ebenso am Ende ihres irdischen Lebens in der Befreiung von der Verwesung des Leibes.

Die Kirche – so kann man wohl die dogmengeschichtliche Entwicklung interpretieren – hat sich fortschreitend und dann endgültig in den beiden Definitionen von 1854 und 1950 für die *maximale* Deutung entschieden. Der Text der Hl. Schrift muß als für beide Deutungen offen bezeichnet werden. Da aber die Schrift das Buch der Kirche ist, ist es an ihr, aufgrund der geistlichen Erfahrung, die sie im liebenden Umgang mit der Schrift und im Bestreben, aus ihr heraus zu leben, macht, deren Sinn fortschreitend tiefer zu erkennen und genauer festzustellen. *An sich* muß natürlich die minimale Deutung, wenn auch nicht unbedingt als die wahrscheinlichere, so doch als die „sicherere“ und darum die „vernünftiger“ erscheinen (in dem Sinn, daß ihre Aussage als Minimum unbedingt gesichert, was darüber hinausgeht dagegen allenfalls mehr oder minder wahrscheinlich ist).

Jedoch: der Vergleich mit dem oben untersuchten „Seligpreisungswort“ läßt uns diesbezüglich gegenüber unserer eigenen Kritik und Vorsicht eine kritische Haltung geboten erscheinen. Hat in jenem Fall doch die Wirklichkeit, näherhin das wirkliche Leben der Kirche, die maximale Deutung der Prophetie, entgegen aller geschichtlichen Wahrscheinlichkeit und berechnenden „Vernünftigkeit“, als die richtige erwiesen. Sollte dieser, aufgrund der Erfahrung *überprüfbarer* Fall uns nicht ein Fingerzeig sein für die Deutung der „Begnadung“, die ihrer Natur nach *nicht* überprüfbar ist? Hängen doch beide Aussagen innerlich aufs engste zusammen. Denn nur deshalb preisen alle Generationen Maria *zu Recht* selig, weil sie die über alle Maßen Begnadete ist.

Was aber die „Vernünftigkeit“ betrifft, so lehrt uns die alltägliche Erfahrung, daß wer eine Frau wirklich liebt und sie vor allen anderen auszeichnen will, sehr wohl für sie Dinge zu tun geneigt ist, die anderen „unwahrscheinlich“ und „unvernünftig“ vorkommen können, in Wirklichkeit allerdings der Ordnung der Vernunft in keiner Weise zuwiderlaufen müssen, sondern lediglich über die Vorstellungskraft und das Verständnis der nicht oder nicht so sehr Liebenden hinausgehen. Um so eher ist dann aber anzunehmen, daß wenn Gott eine Frau besonders liebt (genau das ist der Sinn von „Begnadete“) und vor allen anderen auszeichnen will (wie er es selbst im inspirierten Elisabet-Wort, Lk 1,42, sagt: „Gesegnet bist du mehr als alle Frauen“), für sie auch Dinge tun wird („große Dinge“, wie Maria es selbst dankend verkündet: Lk 1,49), die die engen Grenzen unserer Vorstellungen und Berechnungen *sprengen*. Der Deutung, die über unsere normalen Wahrscheinlichkeitsprognosen hinausgeht, muß darum in diesem Bereich von vorneherein die größere Aussicht zuzutreffen zuerkannt werden. Die *Gewißheit* aber, daß

sie zutrifft, hat die Kirche erlangt, indem sie zusammen mit Gott Maria geliebt hat.

Parallelen zur Charakterisierung des Wesens der Jungfrau als der „Begnaden“ finden sich sehr bedeutungsvolle im Neuen Testament. So wird Gott als „die Liebe“ und als „Licht“ definiert (1 Joh 4,8.16, resp. 1,5); Jesus bezeichnet sich selbst als „das Licht der Welt“ (bes. Joh 8,12; 9,5), „die Auferstehung und das Leben“ (Joh 11,25), „der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6). Machen diese Aussagen deutlich, daß der Vater in sich und der Sohn von ihm her die Fülle des seligen Daseins *zu eigen* haben, so kommt in der „Definition“ Marias als der „Begnaden“ zum Ausdruck, daß sie als Geschöpf den Reichtum des göttlichen Lebens *geschenkweise* empfangen hat.

Eine *andere, Maria selbst* betreffende Parallele begegnet uns in den *Visionserlebnissen der Bernadette von Lourdes*. Sagt doch die „Dame“ in dem Augenblick, da sie die lang ersehnte und von der Kirche verlangte Antwort auf die Frage nach ihrer Identität geben will, nicht: „Ich bin Maria“, sondern: „Ich bin die Unbefleckte Empfängnis“. In biblischer Perspektive heißt das, daß das „Unbefleckt-empfangen-sein“ sie in ihrem tiefsten Wesen charakterisiert, ihre Eigenart ausmacht und sie von allen übrigen Menschen abhebt; daß diese ihre Eigenschaft mithin dieselbe Rolle spielt wie ihr vom Engel ausgesprochenes „Begnadetsein“. Ein solcher Gedanke kann nicht verwundern, wenn man, wie im vorhergehenden dargetan, die Freiheit vom Erbsündenzustand als ein im totalen Begnadetsein enthaltenen *Teilaspekt* betrachtet; einen Teilaspekt allerdings, der – ohne Wissen der Visionsempfängerin – infolge der vier Jahre zuvor erfolgten päpstlichen Dogmatisierung eine besondere Aktualität gewonnen hatte.

Man mag sich über eine Erwägung der Ereignisse von Lourdes in einer Arbeit wundern, die sich um biblisch und patristisch fundierte Theologie und Deutung der Liturgie bemüht. Jedoch: sollten wir nicht bestrebt sein, jene Geisteshaltung zu überwinden, die zwischen Offenbarung, Bibel, Theologie und Liturgie einerseits und „Privatoffenbarung“, Visionen und um sie kreisender Volksfrömmigkeit andererseits einen Graben aufgerissen hat? Niemand, der die von der Kirche positiv bewerteten Visionserlebnisse ernst nimmt, wird bestreiten können, daß die große und für alle, die genügend davon hören, verpflichtende Offenbarung seit dem Ende der Apostelzeit abgeschlossen ist und daß seither nichts inhaltlich wirklich Neues hinzukommen kann, dessen Annahme allgemein verbindlich und heilsnotwendig wäre. Aber die neutestamentliche Offenbarung selbst beinhaltet, daß es in der messianischen Gemeinde *Visionen und prophetisches Reden gibt*, durch die die große Offenbarung gedeutet, aktualisiert und den jeweiligen Zeitumständen entsprechend unterschiedlich akzentuiert wird. Das Bewußtsein darum hat, wie wir wissen, infolge des Auftretens der „charismatischen Erneuerung“ und

anderer, ihr verwandter Vorgänge in den letzten zwanzig Jahren glücklicherweise erheblich zugenommen.

In den Jahrhunderten unmittelbar davor war das Charismatische im Leben der Kirche gegenüber dem Rationalen, Juridischen und Institutionellen, wie ebenfalls bekannt ist, über Gebühr zurückgetreten. Dennoch hat es niemals völlig gefehlt – ansonsten die Kirche Jesu Christi nicht mehr sie selber gewesen wäre. Nun aber ist es eine nicht zu übersehende Tatsache, daß, sofern sich während der Durststrecke des Charismatischen zwischen rund 1700 und 1950 trotz allem prophetisches Reden geäußert hat, dies zum überwiegenden Teil im Zusammenhang mit dem Erlebnis von Marienerscheinungen geschehen ist. Ihnen wie allen anderen charismatischen Lebensäußerungen gegenüber sah sich die Kirche vor die Aufgabe der „Unterscheidung der Geister“ (vgl. 1 Kor 2,10; 12,3; 1 Joh 4,1) gestellt, und sie hat sich ihrer insgesamt in sehr zufriedenstellender Weise entledigt.

Wenn sie nun, in Anwendung ihrer strengen Maßstäbe, bei einer Reihe der genannten Visionserlebnisse zu dem Schluß gekommen ist, daß sich darin der Geist Gottes kundgetan hat und gegebenenfalls weiter kundtut, so darf ein einsichtiges und erleuchtetes Glaubensverständnis (und darf darum vor allem Theologie) eine solche Gegebenheit nicht übersehen und ignorieren. Vielmehr muß aus ihr geschlossen werden, daß der Geist Gottes die besondere Akzentuierung *bestätigt* hat, die die Weitergabe der Offenbarung durch die marianische Bewegung des 19. und 20. Jh.s und die von ihr getragenen und veranlaßten Dogmatisierungen von 1854 und 1950 erfahren hat. Ohne die theologischen Schwächen dieser Bewegung in Abrede stellen zu wollen, müssen wir m. E. nunmehr doch festhalten, daß dies alles zusammengehört: Offenbarung, Bibel, Überlieferung, Liturgie, Theologie einerseits und charismatische Erlebnisse und Lebensäußerungen andererseits, auch wenn sie gleichbedeutend sind mit Marienerscheinungen und ihren Auswirkungen. Die Trennung, die man seit dem Spätmittelalter, vielfach unbewußt, zwischen diesen verschiedenen Bereichen kirchlichen Lebensvollzuges praktiziert hat, mußte sich notgedrungen für einen jeden von ihnen nachteilig auswirken.

(Wird fortgesetzt.)